



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Volkstümliche und landschaftliche Erzählungen. Unser moderner Großstadtroman kennt kaum noch Stammesunterschiede; man könnte seine Menschen ebensogut in eine beliebige andre Stadt setzen, als wo er zufälligerweise spielt. Damit das Treiben dieser Menschen nicht alle Farbe verliert, begiebt sich ja die Darstellung möglichst tief nach unten, wo es denn doch wenigstens deutlich und derb hergeht. Wir halten es dem gegenüber für ein Glück, wenn die Schriftsteller noch ihre Kraft aus einem gesündern Boden gewinnen, und sehen jede Erzählung oder Novelle, in der die Art eines unsrer deutschen Stämme gut hervortritt, für eine wirkliche Bereicherung unsrer Litteratur an. Man bringt nicht nur ein paar Stunden mit Vergnügen hin, sondern man lernt auch beim Lesen, wenn man will; es ist, als ob man auf Reisen ginge.

Das mußten wir denken, als wir K. von Reinhardstöttners Vom Bayerwalde (Regensburg, Wunderling) gelesen hatten. Es sind fünf Erzählungen aus einer Landschaft mit einem Leben voller Arwüchsigkeit. Manches davon geht verloren, seit die Eisenbahn und die darauf zustrebenden Straßen mit jedem Jahre mehr Verkehr von außen hineinbringen, aber sehr viel ist noch immer davon vorhanden. Solche Eigentümlichkeiten in Sitte und Ausdrucksweise will der Verfasser sammeln in Form von Erzählungen, deren Elemente samt und sonders geschichtlich sind. Dazwischen geht Belehrung her über die Kultur, auf der die Geschichten ruhen, und ihre Wandlungen von damals, wo ihre Menschen handelten, bis jetzt, wo der Verfasser zu uns spricht. Darunter kann leicht die Stimmung leiden, denn der Leser will gewöhnlich ein Entweder—Oder, und wenn er Geschichten liest, in die er sich ganz wie in etwas lebendiges versetzen soll, so will er nicht gern durch Betrachtungen über ihr Zustandekommen in dem Spiel seiner mitarbeitenden Phantasie gestört werden. Darum erscheint uns die erste Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege weniger gelungen, als die folgenden aus unsrer eignen Zeit. Sie sind übrigens recht traurig, denn sie sind ja nicht erfunden; der Verfasser nahm sie, wie sie ihm kamen. Eine, die zufällig auch gut ausgeht, „Der Blöcherlmüller,“ möchten wir für die beste halten. Interessant für den, der die Art dieser Leute kennen lernen möchte, sind sie alle. Ein anderer könnte freilich auch wohl denken: etwas zu wenig gedichtet und zu sehr gelehrt.

Ein wirklicher Volkschriftsteller war, wie vielen bekannt ist, Heinrich Schaumberger, der, erst einunddreißig Jahre alt, 1874 in Davos an der Schwindsucht starb. Viele wissen es aber nicht, und deshalb freut es uns, daß die Verlags-handlung von Julius Zwißler in Wolfenbüttel eine bessere, illustrierte Ausgabe seiner Werke mit dem ersten Bande „Im Hirtenhaus“ eröffnet hat. Schaumbergers Geschichten spielen in dem südlichen, oberfränkischen Thüringen. Man glaubte ihm damals vor zwanzig Jahren eine Ehre zu erweisen, wenn man ihn mit Berthold Auerbach verglich. Jetzt haben wir hoffentlich so viel Stilgefühl, daß wir sagen können, er sei ganz anders und stehe für jeden, der nach dem Echten in einer Kunst fragt, höher: etwa so wie edles, altes deutsches Steingut oder Hirschvogel-majolika über Kokoporzellan mit Watteaufiguren geht oder doch von Rechts wegen gehen sollte. Wir haben auch oft grillenhafte Stunden, und unser kritisches Geschäft hält uns darauf gerichtet, nach Fehlern zu suchen. Im „Hirtenhaus“ finden wir keine. So sind die Leute im Volk, und so thun sie uns auch mit ihren Unarten nicht allzuweh. Mit andern Worten, des Schriftstellers Kunst ist die

rechte. Wie traurig, daß er so früh sterben mußte! Solche Bücher sind nicht nur ethnographisch wahr, sie sind auch psychologisch tief und gut: man könnte dadurch wohl ein wenig „besser“ werden, als man sich vorkommt dem Schriftsteller und den Menschen gegenüber, die er zu Trägern seiner Gedanken bestimmt hat.

Nun begeben wir uns in ein Walddorf der oberösterreichischen Boralpen, auf einen Bauerhof, der im Begriff ist, sich in eine Fremdenpension umzugestalten, wovon uns ein außerordentlich gewandt geschriebener Roman von Ludwig Helvesi: „Die Althofleute“ (Stuttgart, Bonz & Co.) erzählt. Was im Herrenzimmer vor sich geht, ist nicht die Hauptsache, obwohl auch das höchst amüfiant vorgetragen wird und von nicht gewöhnlicher Beobachtung zeugt in Bezug auf die Außerlichkeiten, worin sich die verschiedene Art, wenn sie auch von der modernen Kultur geglättet ist, immerhin noch kenntlich macht. Sondern in der „Schwemme,“ wo die Holzfahrer und die italienischen Steinspalter sitzen und sich abends nach dem Essen die feinen Herrschaften von drüben dazu finden, weil es ihnen da interessanter ist als „unter sich,“ da spielt der eigentliche Roman, eine Dorfgeschichte mit einem gewöhnlichen Schluß (der Holzer-Franzl ehelicht die Luis) und einem aufs höchste spannenden Vorspiel: der schöne Tonio, den eine Blutschuld von Carrara fortgetrieben hat, Franzls Nebenbuhler, wird plötzlich aus seinem Versteck aufgehoben und nach Italien ausgeliefert. Aber sein Geschick wendet sich gegen Erwarten, und nach zwei Jahren erhält das junge Paar von dem in seine Heimat zurückgekehrten, einem wirklichen Bildhauer, ein Bildwerk geschickt, worauf er, was die Beteiligten zusammenführte, auf ergreifende Weise dargestellt hat. Das Dialektische ist vorzüglich gegeben, und die Sprache führt uns tiefer und zeigt die Denkart der Menschen. Man lernt da vielerlei nettes auf unterhaltende Weise kennen. Das Buch gehört entschieden zu den besten der vielen kleinen hübsch illustrierten Bände, mit denen uns die Verlagsbandlung seit Jahren erfreut.

Neue Dichtungen. Joseph Lauff hat uns zu Weihnachten mit einem neuen epischen Gedichte beschenkt: Herodias (Köln, Albert Mn). Er gehört nicht zu den gewöhnlichen Versmachern, sondern er strebt nach etwas höherem, und man sieht auf den ersten Blick: auch dieses Gedicht ist ein ernstes Werk besserer Ordnung. Man wird es mit Achtung lesen und dankbar für den hohen und reinen Sinn, der hier aus edeln Worten zu uns spricht, aus der Hand legen. Der Leser wird aber, damit allein nicht zufrieden, auch eine Antwort fordern auf die Frage, die der vortreffliche Samuel Johnson bei Gelegenheit von Miltons Paradies aufwirft und eingehend behandelt: Kann es auch ergötzen? Der biblische oder geistliche Stoff an sich wäre dem nicht entgegen. Man entbehrt dabei nur das Vergnügen der Spannung, die durch das Erzählen unbekannter Dinge hervorgerufen wird, denn der Gegenstand ist gegeben, und für die Erfindung ist nur kleiner Spielraum, in Nebendingen, in der Art der Schilderung von Menschen und von Sachen. Darin ist zugleich die Möglichkeit der „Ergötzung“ gegeben, ohne die ein Kunstwerk nicht sein soll. Lauff erfindet ein ähnliches Verhältnis Maria Magdalenas zu Johannes dem Täufer, wie sie es nach dem Evangelium erst zu Christus hat, und diese Erfindung ist gut und ergreifend durchgeführt. Ferner hält Herodias den Johannes für den Messias und will, um an seiner Seite künftige Königin zu sein, wenn er des Herodes Reich stürzt, seine Liebe gewinnen; darum besucht sie ihn im Kerker. Diese Erfindung ist, theoretisch genommen, ganz gewiß zulässig, aber ob sie glaubhaft ist, und ob der Dichter den Eindruck erreicht, den er durch das allerhöchste Pathos seiner Verse erstrebt, als die Königin den Täufer im Kerker aufsucht, ihn durch

ihre Reize gewinnen will und zurückgewiesen mit ihrer Rache im Herzen ihn verläßt? Das hängt von den Voraussetzungen des Lesers ab. Junge Leute werden auch diese Kerkerzene schön und großartig finden, und sie thun recht daran. Denn für junge Herzen und frische, dem Zweifelmuth und kritischen Bedenken nicht gleich anfällige Gemüther hat der Dichter gedichtet. Seine Schilderungen sind farbenreich wie der Orient, manchmal fast berauschend, wie die Beschreibung einer Nacht in der Wüste (S. 131), die Verse tönend und voll, etwas an Freiligrath erinnernd — fünf-, bisweilen vierfüßige Jamben und Kreuzreime —, das Biblische erscheint in einer anschaulichen Umkleidung, deren Eindruck sich vielleicht mit der Wirkung vergleichen läßt, die auf unsere Augen Dorés Illustrationen machten, als sie erschienen und anstatt des gewohnten klassischen oder römischen Kostüms zum erstemmale den lebendigen Orient mit sich führten. Wer sich in diese Voraussetzungen zu finden weiß, der wird sich mit großem Genuß von Szene zu Szene führen lassen, umspielt von dem Wohl laut sehr schöner Verse. Der Verfasser hat einen äußerst feinen Sinn für die poetische Sprache. Selten nur werden wir aus der Stimmung gebracht durch eine so durch und durch prosaische Wendung, wie „ihr ganzes Wesen krankt“ oder durch ein mehrmaliges „jedoch“ und kleine grammatische Versehen, die eine neue Auflage leicht beseitigen kann. Und eine solche wird das prächtig ausgestattete und dabei sehr billige Buch jedenfalls bald erleben.

Von da zu J. B. Widmanns Maikäferkomödie (Frauensfels, Huber) ist allerdings ein schroffer Abstieg. Es brauchte nicht zu sein, in der Gattung liegt es nicht, denn was wäre nicht eine gute Komödie wert! Aber diese? Eine Schar Maikäfer kriecht im Frühjahr aus dem Dunkel der Erde ans Tageslicht, lebt einige Monate als Staat unter einem König mit Flügeladjutanten, Hofprediger usw., um dann allmählich nach dem Gange der Natur vernichtet zu werden. Dies Kommen, Leben und Vergehen wird geschildert in der Art, wie Menschen leben und sich über das Diesseits und das Jenseits ihre Gedanken machen und Ansichten bilden. Das Ganze ist in eine dramatische Form gebracht, mit Bignetten versehen und schön in Goldschnitt gebunden. Wer die zwei bis drei Stunden darangewandt hat, wird sich fragen: was soll es sein? Für eine Satire ist es zu stumpf, als poetische Erfindung ohne jede Stimmung, endlich als bloßer Scherz nicht witzig genug, denn über die mancherlei kleinen Unanständigkeiten können wir beim besten Willen nicht lachen. Auch in Wien ist man ja wohl nicht anspruchslos genug, dergleichen, bloß weil man nicht laut zu sagen pflegt, für geistreich zu halten. Auch haben wir an den Verfasser von seinen frühern Leistungen her noch eine zu gute Erinnerung, um anzunehmen, daß er nichts Besseres hätte machen können. Was mag er also mit dieser wunderlichen Tändelei im Sinne gehabt haben? Vielleicht den Leserkreis des high life des Grafen Westarp?

Anspruchslos und gefällig ist eine kurze Liebesgeschichte in Versen: Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers von Robert Waldmüller (Dresden, Henkler). Zu Grunde liegt ein Erlebnis, das zu einer glücklichen Ehe geführt hat. Alles ist fein empfunden und gut ausgedrückt. Man wird es mit Vergnügen lesen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig